

(Nachdruck verboten.)

12]

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Heute aber kam Flori über Seehamm nicht hinaus. Es war der Vorabend des großen Festes. Auf der Wiese vor dem Dorfe erhob sich die Budenstadt. Die gelben Bretter bligten bis herauf, und durch das Perspektiv des Vaters, welches er nicht vom Auge brachte, gewahrte er alle Einzelheiten: die langgestreckten Holzhallen für das Vieh, die Ehrentribünen mit den flatternden Fähnchen, vor welchen die Preisverteilung stattfinden sollte; die Bierstänken mit den blitzenden Holzbänken, das runde Zelt der Kunststreiter — Luftzug sich blähend, ein andres, längliches, mit bunten Bildern behangen, eine Menagerie oder ein Wachsfigurenkabinett, drehende Karussells. Dazwischen wimmelte es heute schon wie in einem Ameisenhaufen, und ein verworrenes Geräusch drang bis herauf, gemischt aus Orgelklängen, Viehgebrüll, Menschenstimmen, aus dem dann und wann scharfe Trompetenstöße, Hammerschläge sich abhoben.

Flori brachte das Perspektiv nicht mehr von den Augen, er hatte noch nie ein derartiges Fest mitgemacht.

Schon müht's schon sein, so mit 'm Kranzl hintret'n vor alle Leit und den ersten Preis hol'n, die seltsam'n Sach'n anschauen und einkauf'n.

Für wen denn? Ja, wenn's Resl! Da setzte er das Fernrohr ab, streckte sich auf den Rücken und ließ mit den Wölfen über sich gar lustige Bilder vorbeiziehen. Er kaufte ihr ein seidenes, hellblaues Tüchli mit einem weißen Saum, grad wie da droben die Farb', er fährt mit ihr auf dem Karussell, fest den Arm um sie gelegt. Wohliger Schwindel packt ihn, klingend dreht sich die ganze Platt'n. Er führt das geschmückte, sauber gestrählte Kranzl vor einen hohen Herrn mit einer schwer goldenen Kette um den Hals, blitzende Sterne auf der Brust. Auf der Seite steht Resl mit dem himmelblauen Tüchli um den Hals und lacht ihm so herzlich zu. Der hohe Herr reicht ihm die Hand. „Hast auch einen Schatz, Resl?“

„Mög'n thät' i freili ein, aber derf'n thua i net,“ sagt 's Resl.

„Net derf'n?“ schreit der König ganz zornig. „Ja, warum denn net?“

„Ja, weil halt mein Vater sein' Vater net leid'n kann, schau S', Herr König.“

„Ja, aber die zwei soll'n ja einand' auch net heirat'n, sondern Du und Dei Flori. Lehner, Achenbacher, daher!“

Der König schreit die beiden Namen, rot vor Zorn, die ganze Menschenmenge wogt durch einander und wiederholt die Namen. Da kracht ein Schuß, eine ganze Salve, — das Kranzl hätte ihm bald die Finger ausgerissen, einen solchen Seitensprung machte es, und der König und die Resl und die Menschen waren weggeblasen.

Flori war wirklich eingeschlafen auf dem Rücken. Er hatte sich jäh erhoben und blickte hinab. Eine Rauchwolke schwebte an dem Hügel entlang, auf dem die Schießstätte stand und jetzt — blig — blig! Eine weiße Wolke, danach ein rollender Donner, der sich gerade an der Wand zu brechen schien, über der er saß.

Und von Osterhofen her wurde das Feuer erwidert, Salve auf Salve.

Von dem Abhang des Lehnerhofes erhob sich eine Rauchwolke. Er vergaß über dem Anblick den sonderbaren Traum. Herrgott, wenn das wirklich Ernst wäre! Eine richtige, offene Schlacht zwischen hüben und drüben, da wollte er schon mithun, zuborderst als echter Achenbacher, aber das heimtückische Kämpfen hinterücks, das war ihm in der Seele zuwider.

Wieder bligte eine Salve auf in Seehamm.

„No, wird's!“ rief er ungeduldig, als von Osterhofen nicht gleich erwidert wurde.

Da drang ein Geräusch von der Almhütte her herauf, das Knarren der Thür, seinem feinen Ohre deutlich vernehmbar. Er wandte sich rasch, die Thür stand offen, und jetzt trat ein Mann in die Öffnung. Offenbar jemand, der ihn suchte. Botschaft von zu Hause! Vielleicht hat der Vater ein

Eingesehen, und er soll hinunter zum Fest. Er richtete das Spektiv darauf.

„Heiliger Gott, der Lenz! Was will der bei mir?“ Dann wie ein Blitz durch das Gehirn: „Resl!“ Weiter nichts! Wie dieser Lenz dazu kam, ihm solche Botschaft zu bringen? Welche Botschaft denn? Nichts — nichts als Resl! Diesen Namen auf den Lippen, stürmte er abwärts.

Lenz winkte ihm von weitem schon. Er schien ebenso atemlos als Flori selbst und warf scheue Blicke zum Fenster hinaus. Draußen breitete sich schon die Dämmerung.

„S' ja grad a Dummheit,“ begann Lenz, nach Atem ringend. „Hab' was aus'richt'n g'habt drent für morg'n, aber — der Forstg'hilf glaubt ma's ja do net, hat mi d'erseh'n von der Schneid drüb'n — grad a lang's G'red — hab' i ma denkt, gehst zum Flori. S' ja do dein Schuldner vom Kirchturn her. Weißt schon no.“

Flori war bitter enttäuscht, anstatt der heiß ersehnten Nachricht ein kritisches Verlangen. Er war keinen Augenblick im Zweifel, um was es sich handelte.

„Was willst denn eigentli von mir?“ fragte er unvorsich. „Gar nix weiter — i bin schon a Stund lang da, sagt, wenn ma fragt.“

„Ja, wer denn?“ fragte Flori.

Lenz hatte sich erhoben und blickte vorsichtig zum Fenster hinaus. Möglich fuhr er zurück, bestiger Schreck zeigte sich in seinen scharfen Zügen. „Da kommt er schon,“ flüsterte er. „A Stund sagt, das langt —“

Flori erblickte den Forstgehilfen von Seehamm, der über die Almfläche her gerade auf die Hütte zukam. Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen. Im strengen Rechtsinn aufgewachsen, teilte er nicht im geringsten die leichtfertigen Anschauungen vieler seiner Altersgenossen über den Wildfrevel; für einen Achenbacher war das ein Diebstahl, so gemein wie jeder andre. Daß Lenz denselben betrieb, machte ihn in seinen Augen nur noch verächtlicher.

„Unser Alm is kei Untertumst für d' Schüt'n, des könnst do schon lang wiss'n,“ erwiderte Flori, fest entschlossen, dem Anstinnen nicht zu folgen. „Wenn'st Di selb'r rausläug'n kannst, i weis nix weiter. Mitläug'n, das kann i net.“

„Am d'Resl net?“ flüsterte Lenz hastig.

Flori stutzte. Er wollte etwas erwidern.

„Da is er schon.“

Lenz setzte sich eilig auf den Herd, und in demselben Augenblick trat der Forstgehilfe ein, ein junger, kräftiger Mann, die Büchse auf dem Rücken. Als er den Lenz erblickte, lachte er auf. „Bist endli einganga, Trops' schlech'r?“

Flori war zurückgetreten und harrete mit klopfendem Herzen des Ausganges. Die Beschworung von eben klang verhängnisvoll in sein Ohr.

Lenz' Antlitz verriet nichts als das größte Erstaunen.

„I einganga? Bia moanst denn das, ha?“

„I glaub gar, Du willst no leugnen,“ erwiderte der Gehilfe.

„Leugna? Was soll i denn leugna?“

Flori bewunderte jetzt die ihm unfassliche Verstellungskunst. Auch der Gehilfe verlor sichtlich seine Sicherheit.

„Daß Du g'schossen hast vor einer Viertelstund am Wolfsed? Wenn i Di selb'r g'ehn hab'?“

„Bia i g'schoss'n hab? Ah, wirkli? Da hast Du mi g'ehn?“ fragte Lenz höhnisch.

„Bia'st g'schoss'n hast, grad net, aber danach. Grad eben, wie'st über d' Schneid übr'i bist. Willst am End des a leugna?“

„Daß i über d' Schneid übr'i bin? Na, das leug'n i net.“ Lenz kniff lachend die Augen zusammen.

„No, das langt schon, Bürschl.“

„Moans! Weißt net! Wird do drauf ankomma, wo a n n i übr'i bin über d' Schneid.“

„Wann? Des is quatl! Vor fünf Minuten. Langt's no net?“ erwiderte der Jäger, seines Sieges gewiß.

„Langat schon — wenn's wahr wär.“ Lenz sprang auf und trat zu Flori. „Sag Du eam, wie lang i da bin, dem Herrn Forstg'hilf'n.“

Flori befand sich noch nie in seinem Leben in einer so peinlichen Lage. Er las in diesem Blick von neuem den lieben Namen. Des Lenz Schande war ja die Schande ihres Hauses.

also auch ihre Schande, und gern hat sie den Menschen, das mußte er, so unbegreiflich es ihm stets war. Zu gleicher Zeit ruhte auch das scharfe Auge des Jägers forschend auf ihm. Ueberlegung gab's auch nicht.

„Ja, schon hübsch lang, was i so mein“, sagte er, nicht fest genug, um, wie es schien, den Jäger völlig zu beruhigen. „A Stund g'wiß“, ergänzte Lenz.

„Kannst das beschwör'n, Flori?“ fragte der Jäger, „vor'm Gericht?“

Flori war es, als stürze die Hütte über ihm ein. Unwillkürlich sah er auf Lenz, doch der kam ihm rasch zu Hilfe.

Er lachte hell auf. „Jetzt hast 'as d'errät'n, Jaga! An Achenbacher werd' an Lehner aus der Batsch'n helf'n! Das muach't 'm Amtsrict'r sag'n, der lacht si froset.“

Der Forstgehilfe kannte sehr wohl die Feindschaft der beiden Familien und mußte dem Burschen innerlich recht geben, andererseits konnte er doch seinen Augen trauen. „Ja, das is allerdings richti“, entgegnete er unschlüssig, „aber“ — das härtige Antlitz leuchtete förmlich auf über den glücklichen Gedanken — „wenn d' Feindschaft so groß is, was hast denn Du nacha hier z' juach'n, he, Lenz?“

Flori, welcher schon erleichtert aufgeatmet hatte und in diesem Augenblick dem Lenz wirklich Dank wußte für seine Durchtriebenheit, sah von neuem alles verloren.

Doch Lenz kam nicht aus der Fassung. „Ja, schau, das is an andre Sach! A Sach, die Dich gar nix angeht, grad uns zwoa.“

Er blinzelte zu Flori hinüber, welcher ihm in diesem Augenblick nicht mehr feind sein konnte, ganz vergessend, daß es sich nur um eine Kriegslist handelte.

„Wenn'st mi anzeigt, werd i's schon sag'n, eher net —“ Der Forstgehilfe sah sich völlig machtlos, obwohl er innerlich überzeugt war, den gesuchten Wilddieb vor sich zu haben.

„Wenn'st Di a bißl verweil'n willst“, meinte höhnißch Lenz, „brauchst Di net z' genieren, Zren ist menschlich.“

(Fortsetzung folgt.)

## Der Rock.

Von E. Preczang.

Der Wirt zum „Goldenen Fuchs“ hatte, wie er in seinen Einladungen versicherte, „weder Mülze noch Kosten gescheut, um den Gästen einen gemüthlichen Abend zu verschaffen“. Bei solcher Selbstlosigkeit konnte es nicht fehlen, daß am heutigen Künstler-Abend der Saal, welchen Sonntags die schmetternden Tanzweisen einer Dorfkapelle durchjauchzten, von vorn bis hinten dichtbesetzte Stuhlreihen aufwies.

Der ganze Raum hatte ein frischgewaschenes, feierliches Gesicht bekommen. Ehrwürdige Spinnweben, welche die Ecken wie mit Schleiern zierten, waren gefallen unter der robusten Hand der Fuchswirt-Kathrine. Ob es freilich klug gewesen, die Coulißsen der kleinen Bühne von ihrem besähten Staub zu befreien, schien fraglich. Ihre grelle Buntheit und die beängstigende Steifheit der gemalten Landschaft traten jetzt allzu scharf hervor. Dagegen glänzten die Lampen in anheimelnder Klarheit; jedes Messingstückchen hatte — ein seltenes Ereignis — Puppenmade zu kosten bekommen. Und die Hieroglyphen auf den alten schwarzen Tischen, die Kerben, Eindrücke, die Schnaps- und Bieränder, wurden von teils weißen, teils bunten Decken verhüllt — bis auf einen Rest, zu dem der Vorrat nicht mehr ausgereicht hatte.

Somit konnte man von drei Abteilungen im Saale sprechen. Nur die erste Stuhlreihe stand hinter weißgedeckten Tischen; dann folgten die mit dem bunten Ueberwurf versehenen, und im Hintergrunde reißte sich eine kahle Tischplatte an die andre.

Die Vortragenden — ein Tenor, ein Violinist, ein Deklamator — hatten den Wunsch ausgesprochen, man möge von jeglichem Ausschank während der Vorführungen absehen. Der Fuchswirt, welcher für seine Handlungsweise stets einen uneigenmütigen Grund fand, meinte aber, in diesem Falle würde nicht ein Viertel des Publikums bis zum Schluß aushalten — die Gesellschaft müsse man temen! — und das wäre doch äußerst peinlich und durchaus nicht in ihrem Künstlerinteresse gelegen.

So kam es, daß sich die drei Abteilungen noch schärfer markierten; auf dem weißen Untergrunde reichten lange Flaschen stolz die Hälse; den bunten Teil der Tische zierten Limonaden und dickbauchige Deckelgläser, und im Hintergrunde standen schüchterne Seltnerflaschen und hellgelbe, schale Becherchen auf den Platten.

Herr Lampel saß in der zweiten Abteilung. „Jeder an seinem Platz!“ war sein Wahlspruch. Das bezog sich auf seine Zugehörigkeit zur zweiten Steuerklasse. Herr Lampel war anwesend, weil man ihn sonst sicher vernimmt hätte. Weil eben alles anwesend war, was mitgezählt werden wollte in der Orte.

Das Entree überstieg die ortsüblichen Eintrittspreise um das Doppelte. Wenn es sich nicht, den Platzabteilungen gemäß, nach

unten abstufte, so lag das gewiß nicht etwa an demokratischen Neigungen des Wirtes. Daß aber aus einer solchen Ordnung der Dinge, welche eine rechtliche Grenze festzusetzen unterließ, irgend etwas Unheilvolles entstehen mußte, das hatte Herr Lampel, wie er später behauptete, gleich gesagt. Trotzdem konstatierte er im Ansatze mit Befriedigung, daß sich so ziemlich alles nach der umgeschriebenen Rangordnung entwickelte, die herkömmlich im Orte war.

Frau Lampel, welche sich in einer grauseidenen Robe an der Seite ihres Gatten breitmachte, wandte ihre Aufmerksamkeit mehr den Toiletten zu. Die Damen — fast durchweg frisiert, nur hin und wieder ein glatter Scheitel — hatten das Beste aus den Schränken gesucht. Immerhin fand Frau Lampel einige Hälchen, an die sich eine kritische Bemerkung hängen ließ. Bei den Männern dominierte der schwarze Rod. Daß in der ersten Stuhlreihe sogar einige Fracks auftauchten, bewog Herrn Lampel zu der Behauptung: es gäbe noch immer fürchtbar eingebilbete Menschen, die sich besser bückten als andre. Aber nicht das Kleid machte den Mann, sondern — „hier!“ Dabei klopfte Herr Lampel mit der Faust auf die Herzgegend.

Ein Violinvortrag hatte begonnen. Beim ersten Vogenstrich setzte sich das Ehepaar Lampel wie auf Kommando in eine gravitätische Positur, das Gesicht in andächtige Falten legend.

Herr Lampel wurde zuerst matt. Die Töne glitten an ihm vorüber. Er rutschte umhügel auf seinem Stuhle hin und her und schielte nach der Saalthür, durch welche noch vereinzelt Gäste traten. Plötzlich machte er eine halbe Wendung und riß die Augen auf. Da war einer hereingekommen, dessen Oberkörper in einem merkwürdigen Rod stak. Herr Lampel drehte sich fast den Kopf aus. Aber seiner Gattin war diese Unaufmerksamkeit genierlich; sie zupfte ihn am Ärmel. Herr Lampel gab sich einen Ruck, führte das Deckelglas zum Munde und wandte sein Gesicht mit andächtigem Ausdruck dem Vortragenden zu.

Inzwischen hatte sich der Fremde nach dem Hintergrund gewendet, dorthin, wo die dritte Klasse der Steuerzahler — vielmehr: ihre oberste Schicht — sich niedergelassen. Er fand keinen leeren Stuhl. So stand er ein Weilchen und überblickte forschend den Raum. Und plötzlich strebte er auf Zehenspitzen dem vorderen Teile des Saales zu. Dicht neben Herrn Lampel war noch ein Sitz frei. Dort ließ er sich mit einem kurzen, begrüßenden Nicken nieder.

Herr Lampel rückte unwillkürlich zur Seite. Seine Frau sah überbracht auf und sandte dem Angelommenen einen strengen, strafenden Blick zu. Dann kreuzte sie die Arme über der Brust und zog die Nase hoch. In der Nachbarschaft wiederholte sich dies Manöver; eine gelinde Unruhe lief durch die Reihen.

„Und Dir bloß mal den Rod an“, flüsterte Frau Lampel.

Ihr Gatte musterte schon, Schreck und Vorwurf in seinen Blicken, die Kleidung des Fremden. Zwar war nichts daran zu entdecken, was sich als unsauber im eigentlichen Sinne bezeichnen ließ. Aber brüchig schien das Ganze — wie der Gummifragen, der ebenso wie die Manschetten kleine Risse zeigte. Eine selbstgegebene Krawatte mit zerfaserten Enden, die beim Gehen ihrem Träger um den Hals flatterten. Und dann vor allen Dingen der Rod! War seine ursprüngliche Farbe schwarz oder braun gewesen? Niemand hätte es mit Bestimmtheit sagen können. Der Kragen des Rodes spielte stark ins Graue. Desgleichen diejenigen Stellen, welche den Körperknochen anlagen, wie Schultern und Ellenbogen. Die Knöpfe, welche wohl ehemals mit einem gespannten Ueberzug versehen gewesen waren, hatten jegliche Hülle eingebüßt und schimmerten in einem eigenartigen jettigen Glanz. Jedes Fasern war sorgsam abgeschnitten. Die fleißig gebrauchte Bürste hatte allerlei Linien und sichtbare Striche hinterlassen; das grelle Licht der nahen Lampe rief ein fortwährendes Farbenspiel auf dem Tuch hervor.

In dem Kopfe des Herrn Lampel ging beim Betrachten dieser Merkwürdigkeit eine schwerfällige Bewegung vor sich. Sein Gehirn stand vor etwas Unbegreiflichem. Deshalb sah er von Zeit zu Zeit bald seine Frau, bald den Rod an, immer wieder mit dem Kopf schüttelnd. Wie eine persönliche Beleidigung, der man ohnmächtig gegenübersteht, empfand Herr Lampel diesen Nachbar.

Frau Lampel fand zuerst Worte: „Ich denk', es ist 'ne anständige Gesellschaft hier.“

Das trieb den Aerger ihres Gatten nur noch höher. Und weil unbedingt etwas gesagt werden mußte, Herr Lampel aber auch die gesellschaftlichen Höflichkeitspflichten nicht verletzen wollte, stieß er mit erregter Stimme den Satz heraus: „Jeder anständige Mensch muß wissen, wo er hingehört“. Dabei schielte er drohend nach seinen Nebenmann. Aber dieser hörte wohl nichts. Er saß wie versunken da, die linke Hand am Ohr. Die weißen Knöchernen Finger der Rechten folgten, leise auf der Tischplatte trommelnd, dem Takte des Vortrages. Diese Unbestimmtheit ver setzte Herrn Lampel in Wut; deshalb sagte er mit Nachdruck: „Das ist me i n e Meinung!“

„Ich bitte um Ruhe!“ Dem Wütenden wandte sich plötzlich das Gesicht seines Nachbarn zu — ein mageres, blaßes Gesicht mit tiefliegenden Augen und hoher Stirn, in die ein paar wilde Haarsträhnen fielen. Einen Moment funkelte es scharf auf den erschrockenen Lampel. Dann war es wieder ganz Aufmerksamkeit.

„Unerhört!“ murmelte die Frau des also Angefahrenen. Und lauter setzte sie hinzu: „Uns braucht niemand zu sagen, was sich schickt.“ Damit stieg die zitternde Nase wieder in die Luft.

Lampel sah wie in der Zwangsjade — lebend, mitgefüllt bis

oben. Seine empörten Blicke suchten erfolgreich Verständnis in der Nachbarschaft. Von allen Seiten bligte es beleidigt auf den Kopf des Eindringlings.

In der ersten Reihe war ein Gähnen erwacht. Das ging vom Rentier Stauder aus. Er war aus denselben Gründen anwesend wie Lampel und dachte eben daran, ob sich nach dem Schluß der Vorträge wohl noch ein vernünftiger Stat zusammenfinden werde. Gähnen steck an. Frau Lampel, die schon die Augen schloß, wenn sie nur ans Schlafen dachte, war die zweite, welche mit der Hand den Mund bedeckte. „Langweilig!“ flüsterte sie in die Nachbarschaft. „Entsetzlich,“ bestätigte ein mehrfaches Echo.

Der Eindringling sah auf und lächelte. Das reizte Herrn Lampel. Darum sagte er: „Ich finde es sehr nett.“

„Kaja.“ Frau Lampel warf einen giftigen Blick nebenhin. „Wenn die Gesellschaft man danach wär.“

In Lampel rumorte es. Vergebens strengte er sein Hirn an, um eine versteckte Grobheit von sich geben zu können. Endlich meinte er: „Manch' einer sollte sich lieber 'n Brot kaufen, als das teure Entree bezahlen.“

Und seine Gattin fügte hinzu: „Ich dacht', das wär' hier bloß für bessere Leute.“

„Pst!“ Das blasse Gesicht wandte sich ihnen wieder mißbilligend zu.

„Sie haben sowas woll noch nicht gehört“, bemerkte Lampel mit spöttischen Lippen.

„Gehn Sie doch nach Haus, wenn's Sie nicht mehr interessiert“, erwiderte der andre: „Aber stören Sie nicht!“ Und mit energischer Bewegung wandte er seinen Nachbarn den Rücken zu.

Lampel war am plagen. Er trommelte hörbar mit zitternder Hand auf den Tisch.

„Das kannst Du Dir doch nicht gefallen lassen, Emil,“ hauchte die Gattin.

„Warte!“ Lampel lehnte sich zu seinen Hinterleuten. „So'n Rod! Is denn das in 'ner anständigen Gesellschaft schon dageswesen?“

„Neueste Mode,“ spöttelte einer. „Direkt aus Paris,“ Leises Gelächter antwortete ihm. Andre wurden aufmerksam. Finger zeigten herüber: „Seht mal!“ „Was ist denn?“ — „Na, der Rod!“ Kopfschütteln. Empörte Mienen. „Ist das 'n Gesellschaftsanzug?“ Die Entrüstung zog immer weitere Kreise. Mehrere Damen, ziemlich entfernt sitzend, erhoben sich neugierig auf ihren Zehenspitzen. „Wo denn?“ — „Da, seht doch: den Rod!“ Eine hob das Lorquon vor die Augen. Ein alter Herr stand auf, klemmte sich das Vincenez auf die Nase, nahm es wieder herunter, wippte es mit dem Taschentuch und sah von neuem hindurch, die Hände auf dem Rücken. So stand er ein Weilchen. Dann ließ er sich kopfschüttelnd nieder: „Unglaublich!“

Wellenförmig lief die Unruhe durch den Saal. Das machte Herrn Lampel mutiger: „Ich würde mich schämen!“

Der Fremde achtete anscheinend auf nichts als auf den Vortrag des Violinisten, der Zigeunertweisen zu Gehör brachte. Und nach Beendigung der Piece rief er: „Bravo! bravo!“ und klatschte begeistert in die Hände.

„Was ist denn das eigentlich für einer?“ Jrgend jemand warf die Frage auf. Sie lief die Reihen entlang, von Tisch zu Tisch. Niemand wußte etwas Rechtes. Nur einer glaubte in dem Fremden eine Persönlichkeit wiederzuerkennen, die neulich im Walde eine seltsame Baumgruppe skizziert hatte.

Lampel benutzte die eingetretene Pause, um sich mit einigen andren Herren zu besprechen. Alle waren der Meinung, daß hier etwas geschehen müsse. Aber ehe sie zu einem Resultat gelangten, begannen die Vorträge von neuem.

Lampel, der seinen Platz verlassen hatte, blieb ihm auch jetzt demonstrativ fern; indem er sich im Seitengange aufstellte. Den Rod ließ er nicht aus den Augen.

„Nanu, Herr Lampel, bischen die Beine vertreten?“ meldete sich der Fuchswirt.

„Sich' nicht gern bei abgerissenen Leuten.“

Der Wirt sah ihn verständnislos an. Lampel klärte ihn auf. „Das werden wir bald haben.“ Der Wirt ließ seine Blicke suchend umherschweifen: „Aha, der — mit dem Rod.“ Er ging auf den Fremden zu und sagte leise: „Die Herrschaften beschwerten sich über Sie. Sie stören die Vorträge.“

„Ich?“

„Bitte, verlassen Sie mein Lokal.“

Der Fremde protestierte heftig. Ein Tumult entstand. Der Schauspieler brach seine Deklamation ab. Das wirkte wie ein Signal. Der ganze Saal erhob sich. Von allen Seiten bis die Entrüstung auf den Eindringling und zwanzig Stimmen schrieen: „Schaffen Sie sich erst mal 'n anständigen Rod an!“

Der Fremde sah mit seinen großen, bligenden Augen umher. Dann lachte er laut auf und ging hinaus. —

## Kleines feuilleton.

1. Erntefest. Sie feiern das Erntefest draußen in dem nördlichen Vorort immer etwas früh. Das ist Berechnung. Werden die Tage noch kürzer und Wind und Sonne noch herblicher, kommt überhaupt kein Mensch mehr hinaus. Und ein Erntefest ohne Berliner?

Die Elektrischen hatten immer zwei Anhänger. Ein Zug hinter dem andern. Und alles proppenvoll. Mutter hatte den Ferkelober, Vater war schon etwas rötlich um die Nase herum, ehe das Vergnügen eigentlich richtig losging. Den Kindern glänzten die Augen und brannten die Waden vor Erwartung. Gleich hinter der Haltestelle der Elektrischen, wo das anderthalb Duzend Bäume steht, die nächstens abgeholt werden sollen, sangen sie: „Wer hat dich, du schöner Wald...“

Aus vier Vergnügungslökalen schmetterten die Musikkapellen. Mehr Geräusch, als Musik. Und schön ist anders. Dazu noch ein Viertelhundert Drehorgeln von den Karussells. Altes und Neues: „Ist denn kein Stuhl da“, „Hab'n Sie nicht den kleinen Cohn gesehen?“ und „Lenken mit de Himmel-Bammel-Beenekeln“. Und Fähen und Fähenchen an jedem Gartenzaun. Quer über die Straße sogar eine Guirlande mit einem mächtigen Emblem: „Herzlich willkommen!“ So etwas stimmt festlich.

Der Festplatz. Ein Waffelbäcker verräuchert den Eingang. Man nimmt ein paar Nasen von dem heißen Affenfett, in dem die Waffeln gebacken werden, dann schöpft man wieder Luft. Mitten mang's Vergnügen! Der Mensch wird zum Automaten. An eine selbständige Fortbewegung ist nicht zu denken. Langsam wird man fortgeschoben, bald vorwärts, bald nach rechts, bald nach links. Ein paar Stocklaternen kitzeln dabei angenehm das Gesicht, hin und wieder bohrt sich einem auch eine Regenschirmspitze zwischen die Rippen oder in den Körperteil, auf dem man gewöhnlich zu sitzen pflegt. Ein kleiner Schubs nach links und wir stehen vor dem Eingang des „Griechischen Theaters“.

Ich war immer sehr „vor die klassische Bildung“. Also rin! Halbdunkel. Durch die Sackleinwand der Decke ein gelbgrünes Licht. Das tanzte auf den Gesichtern der andächtig harrenden Menge, daß sie alle aussahen wie Vegetarier. Im Hintergrunde des Zuschauerraumes stand eine Stehleiter. Sehr standfest sah sie nicht aus. Anscheinend stellte sie das Amphitheater vor. Ich kletterte hinauf. Dann teilte sich der Vorhang. Ein „oller Grieche“ zu zaubern fing an. Erst kleiner Zauber, dann großer Zauber, dann sauler Zauber. Wäre nicht das mythische Halbdunkel gewesen, hätte man die jungen Damen erröten sehen, als aus dem Hut Bindeln, Lätzchen und Kinderhemdchen herausflatterten. Beim Zaubern der Liqueurflaschen hörte ich deutlich verschiedene Männerlippen schmatzen — ein paar Frauenlippen können auch mitgethan haben.

Und dann kamen die Karussells. An den Karussells merke ich immer am deutlichsten den Fortschritt der Technik. Denn wo ich solch' ein Drehding im Gange sehe, muß ich auch mal mitfahren. Am Erntefestsonntag habe ich es wohl ein halb Duzend Mal gemacht: auf Pferden, Elefanten und Phantasia-Tieren. Am schrecklichsten schönsten aber war das Karussell im Karussell, bei dessen Bewegungen einem ganz plimerant werden kann.

Wenn man dann so die Leute freudestrahlend ein halbverredtes Guhn oder gar eine Ente davontragen sieht, bekommt man selbst Lust zum Würfeln. Ich brachte es nur auf eine Bierlanne. Andre Leute haben noch mehr Geld verspielt als ich, und gar nichts gewonnen. Und was man da alles gewinnen konnte! Nicht nur einen Bratenvogel für die nächste Mittagsmahlzeit. Einen Regulator, eine Hängelampe, ein Tafelservice, einen Teppich. Meistens aber zogen die glücklichen Gewinner mit einem großen Pfefferluch ab.

Wenn die Lichter in den Stocklaternen brennen, wenn die Petroleumlampen der Karussells sich in den Perlenbehängen spiegeln, wenn das serbische Königspaar bei elektrischer Beleuchtung ermordet wird, und im Tanzsaal die Musik einen Walzer aufspielt, geht erst der eigentliche Rummel los: Das Vergnügen für die Erwachsenen. Wer Kinder hat, muß nach Hause. Der Wettziesel winkt. Ja die Lebigen! Die Bande! —

— Das Beschwerdebuch. Anton Tschekow erzählt in einer kleinen, von der „St. Petersburger Zeitung“ veröffentlichten Humoreske:

Dieses Beschwerdebuch liegt in einem speziell zu diesem Zweck in der Eisenbahnstation befindlichen Kuhl. Den Schlüssel vom Kuhl bewahrt der Stations-Gendarm auf, d. h. nominell, denn in der That ist gar kein Schlüssel vorhanden und das Kuhl ist immer offen. Schlagen Sie das Buch auf und lesen Sie:

„Als der Zuch sich dieser Stazion neherete und ich durchs Fenster die Natur genos, sloch mein Hut davon. J. Jarmonkin.“

„Dies schrieb, Gott weiß, wer's gewesen, Ich Esel hab's gelesen.“

„Ich beklage mich hiermit bei der Stationsverwaltung über das grobe Benehmen des Kondukteurs Kutschkin meiner Frau gegenüber. Meine Frau hat sich nicht im geringsten laut betragen. Sie hat im Gegenteile versucht Ruhe zu stiften. Desgleichen über den Gendarm Aljatwin, der mich bei der Schulter packte. Meine Adresse ist: auf dem Gute von Andrei Iwanowitsch Nischtschew, welcher meine Auf-führung kennt. Kontorist Sjamolutschew.“

„Noch ganz unter dem Eindruck des aufregenden Vorfalles stehend... (Ausgestrichen). Beim Passieren dieser Station wurde ich durch folgendes bis auf den Grund meiner Seele erschüttert... (Ausgestrichen). Vor meinen Augen spielte sich folgende aufregende Scene ab, welche in den grellsten Farben die Zustände unrer Eisenbahnen schildert. (Das weitere ist alles durchstrichen bis an die

Unterschrift). Schüler der VII. Klasse des Kursker Gymnasiums  
Megei Subjedew.

„In Erwartung der Abfahrt unfres Zuges habe ich mit Ruhe die Physiognomie des Stationschefs betrachten können und gefehle, sie gefällt mir nicht. Ich teile solches der ganzen Linie mit. Ein Reisender.“

„Beim Passieren dieser Station wollte ich meinen Hunger stillen, konnte aber keine Fastenspeise bekommen. Djaon Duchow.“

„Friß, was Du kriegst . . .“

„Die Gendarmische fuhr gestern mit dem Buffetier Kostja über den Fluß. Viel Vergnügen. Verzage nicht, Gendarme!“

„Da man mich vom Dienste fortjagen will, weil ich ein Trinker sein soll, so erkläre ich hiermit, daß Ihr Alle Spikhuben und Diebe seid. Telegraphist Kosmodemjansti.“

„Katinka, ich liebe Sie wahnsinnig!“

„Es wird gebeten, ins Klagebuch nicht unnütze Sachen zu schreiben. Im Namen des Stationschefs Iwanow VII.“

„Obgleich Du der siebente bist, so bist Du doch ein Schafskopf!“ —

— Die Bewässerungskanäle Aegyptens. Nicht nur die Möglichkeit des Ackerbaues, sondern auch die verschiedenen Betriebsarten desselben hängen in Aegypten ganz und gar von der Bewässerung mit Nilwasser und ihren verschiedenen Arten ab. Diese Bewässerung ist fast stets eine künstliche, mit Hilfe von Kanälen oder Bewässerungsmaschinen bewirkt, da es nur wenige Strecken zum Ackerbau bemuthten Landes giebt, die unmittelbar von dem hochgestiegenen Nil überschwemmt werden.

Solche, das Wasser des Nils ableitende Hauptkanäle giebt es nur, nach einem Bericht des deutschen landwirtschaftlichen Sachverständigen in Kairo, drei Arten, die man als perennierende, als Hochwasserüberschwemmungs- und als Hochwasserberieselungs-Kanäle bezeichnen kann.

Die perennierenden Kanäle, die das ganze Jahr über Wasser führen, sind nur dort möglich, wo der Abstand der Bodenoberfläche von dem niedrigsten Wasserstande des Nils ein so geringer ist, daß die Kanäle, wenn sie nicht bis zu einer zu großen und daher zu viel Kosten verursachenden Tiefe gegraben werden sollen, das ganze Jahr hindurch Wasser aus dem Nil empfangen können. Dieser Abstand beträgt in Oberägypten 9—10, im Delta 3—4 Meter. In letzterem (Unterägypten) ist daher die Bewässerung des Landes mittels perennierender Kanäle am ausgedehntesten; in Mittelägypten, von Kairo bis Assiut, giebt es nur ein größeres System perennierender Kanäle, dem der Ibrahimschanal zwischen Assiut und Beni-Suef sowie der das Fajum bewässernde Bar Zulfus angehört, während in Oberägypten kein perennierender Kanal vorhanden ist. Die Bewässerung aus perennierenden Kanälen ist teils erleichtert, teils erst ermöglicht worden durch die Einrichtung großer Staudämme, die unmittelbar unterhalb der Abzweigungsstelle der Kanäle angebracht, den Wasserstand des Nils durch Aufstauung heben, so daß eine größere Menge von Wasser in den Kanal eintreten kann. Während des Hochwassers sind die in diesen Staudämmen angebrachten Schleusen geöffnet, während des Niederstandes des Wassers je nach Bedürfnis mehr oder weniger geschlossen.

Das großartigste Stauwerk ist der in diesem Jahre vollendete, gegen 2000 Meter lange Damm von Assuan. Seine Fassungskraft beträgt 85 Milliarden Kubfuß, doch kann durch Hinzufügung weniger Fuß Mauerwerk die Aufspeicherungskraft des Wassers auf 70 Milliarden Kubfuß erhöht werden. Viele Strecken Landes, die bisher nur im Winter Nilwasser empfangen konnten, werden nunmehr das ganze Jahr hindurch bewässerbar und dadurch für die sommerlichen und die perennierenden Kulturen, insbesondere die des Zuckerrohrs, geeignet sein.

Die Hochwasserüberschwemmungskanäle bilden bis jetzt noch das hauptsächlichste Bewässerungsmittel in Ober-Aegypten und vielen Teilen Mittel-Aegyptens. Das bei ihnen angewandte Verfahren der Bewässerung ist folgendes: Das ganze von dem Wasser der Kanäle erreichbare Land ist durch Erddämme in Bassins von sehr verschiedener Größe, dort wo das Niltal eng ist, von 800, dort wo es weit ist, von 8000 und in Ausnahmefällen von 18 000 Hektar abgeteilt, von denen stets eine Anzahl, meist vier bis sieben, in der Weise miteinander zusammenhängen, daß das Wasser aus dem oberhalb liegenden in das tiefere abgeleitet werden kann. Solche Systeme von Bassins giebt es an jeder Seite des Nils dreizehn.

Die Hochwasserberieselungskanäle dienen zur Bewässerung der hochgelegenen Uferlandereien des Nils, der sogenannten „sahels“, und zwar nicht mittels Ueberflutung, sondern durch Ableitung des Wassers in kleinere Kanäle und allmähliche Berieselung der Felder. Diese „sayallah“ genannten Kanäle werden ent-

weder unmittelbar vom Nil, häufiger aber von den Ueberflutungskanälen abgeleitet und führen das Wasser allmählich in langen Läufen den „sahels“ zu. Einige von ihnen versorgen außerdem auch Bassins mit Ueberflutungswasser, aber nur in Jahren hohen Wasserstandes. Da die Bewässerung durch die „sayallahs“ nur während des Hochwassers erfolgen kann, so wird ein großer Teil der „sahels“ nur im Herbst bearbeitet. Ein Teil von ihnen wird aber auch in den andren Jahreszeiten, und zwar durch Dampfmaschinen, mit Nilwasser oder auch durch Schöpfwerke mit Grundwasser bewässert.

Aus allen Arten von Kanälen, besonders aber aus den perennierenden, erfolgt die Wasserentnahme auch durch Schöpfgeräte. —

### Technisches.

gr. Neues Kunstholz für gewerbliche Zwecke. Neuerdings findet für kunstgewerbliche und für Zwecke des Bauwesens ein künstliches Holzzeugnis beachtenswerte Verwendung, das unter dem Namen „Koptozyl“ oder „Idealholz“ zur Einführung gebracht wird. Das Verfahren zur Herstellung dieses eigenartigen Holzzeugnisses geht in folgender Weise vor sich: Die in meterlange Stücke zerschnittenen Baumstämme werden einige Stunden dem Einfluß hochgespannten Dampfes in geeigneten Behältern ausgesetzt. Das durch diese Behandlung weichgewordene Material wird alsdann mit maschinellen Vorrichtungen in Platten von 1—5 Millimeter Stärke zerschnitten. Die in dieser Weise gewonnenen Platten werden nach einem Trocknungsprozeß drei- bis fünfmal übereinandergelegt und zwar so, daß sich die Faserrichtungen der Platten stets kreuzen. Nachdem der zur Verbindung benützte wasserfeste Leim getrocknet ist, bringt man die jetzt erhaltenen Platten in eine geheizte Presse, in der sie etwa 2 Minuten lang unter einem Drucke von ungefähr 200 Atmosphären stehen. Die in die Presse gebrachten Platten, die 3—25 Millimeter Stärke haben, werden hier bis auf ein Drittel ihrer ursprünglichen Dide zusammengepreßt.

Daß ein auf diese Weise erzeugtes Preßholz für vielerlei Zwecke ganz ausgezeichnete Eigenschaften aufweisen muß, ist naheliegend. Das Kunstholz ist denn auch von einer außerordentlichen Festigkeit und Zähigkeit; es dehnt sich infolge der eigenartigen Anordnung seiner Bestandteile nicht, da ja die verschiedenen Platten durch ihre kreuzweise angeordneten Faserrichtungen die auf-tretenden physikalischen Kräfte zum Ausgleich bringen. Kann man so an Stelle starker Holzplatten die dünnen Preßholztafeln verwenden, was zu einer erheblichen Gewichtsersparnis führt, so hat man noch die große Annehmlichkeit gebührend zu berücksichtigen, daß das Koptozyl nicht reißt, so daß man es großen Temperaturen und Feuchtigkeitsschwankungen ohne Bedenken aussetzen kann.

Für die Verwendung dieses Holzproduktes ist die Thatsache wichtig, daß es durch den Preßprozeß nicht in seinem Aussehen leidet, indem die feinen Zeichnungen und Aderungen des natürlichen Holzes durchaus deutlich erhalten bleiben. Das Preßholz läßt sich auch mustern und verzieren. Die Ornamente und sonstigen Verzierungen werden dazu in Preßholzplatten von genügender Stärke geschnitten; die so erhaltenen Zierstücke werden dann auf gewöhnliche Kunstholzstücke gelegt und nunmehr bringt man beide Teile unter die erwärmten Platten einer hydraulischen Presse. Durch geeignete Wahl der Stärke der Zierplatten und des zur Anwendung kommenden Druckes kann man auch dafür sorgen, daß die Verzierung ganz oder nur teilweise in die Grundplatte gebriecht wird. Nach diesem Verfahren können also sowohl Flachreliefs als auch Intarsiaprodukte geliefert werden.

Die Verwendung der verschiedensten Holzarten geht gleichmäßig gut von statten, wobei noch zu bemerken ist, daß bei der Benutzung sehr teurer Hölzer das Produkt immer noch billig wird, weil ja nicht Massivhölzer, sondern nur Fourniere benötigt werden. Da sich die Preßholzplatten auch biegen lassen, so kann man aus diesem Material mit Leichtigkeit Säulen, Kuppeln, Volutenflächen, Tafelungen, Möbel, Tüüren etc. fertigen und so sehr künstlerische Wirkungen mit diesem verzierten Preßholz erzielen.

Bei der Verwendung des leichten Idealholzes zu Deckentafelungen für Säle etc. dürfen die Tragkonstruktionen leichter gehalten werden als bei Benutzung schwerer Holztafelungen. Auch zur Herstellung von Parlettfußböden hat sich dieses Idealholz geeignet erwiesen, wenn man es auf Korkunterlagen verlegt; die Kosten sind verhältnismäßig gering, da man hierbei die Herstellung der Blindböden erspart, während man andererseits einen durchaus schalldämpfenden Fußbodenbelag erhält. Man hat auch schon Möbel ganz oder teilweise aus diesem Preßholz hergestellt. Für kunstgewerbliche und praktische Zwecke ist noch die Verwendung dieses Preßholzes zu Raffetten und Bücherdeckeln, zu den verschiedensten Dekorations- und Ausstattungsgegenständen, zu Firmenschildern, Wandtafeln etc. erwähnenswert. —

### Humoristisches.

— Erziehung. „Warum bist denn so traurig, Seppel?“ „Unser Tant' is g'storben, und so lang de Verwandten da san, derf i net lachen, hat d' Muatta g'sagt.“ —

— Regimentsbefehl. „Der Mannberzviehad gehört zum eisernen Bestand und ist des Soldaten köstliche Speise in der Not; darum ist es den Mannschaften verboten, denselben an die Bauern zu verkaufen, daß die ihre Schweine damit füttern!“ — („Simplicissimus.“)